Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 42

Artikel: Truhen aus dem historischen Museum in Bern

Autor: Hugelshofer, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646349

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

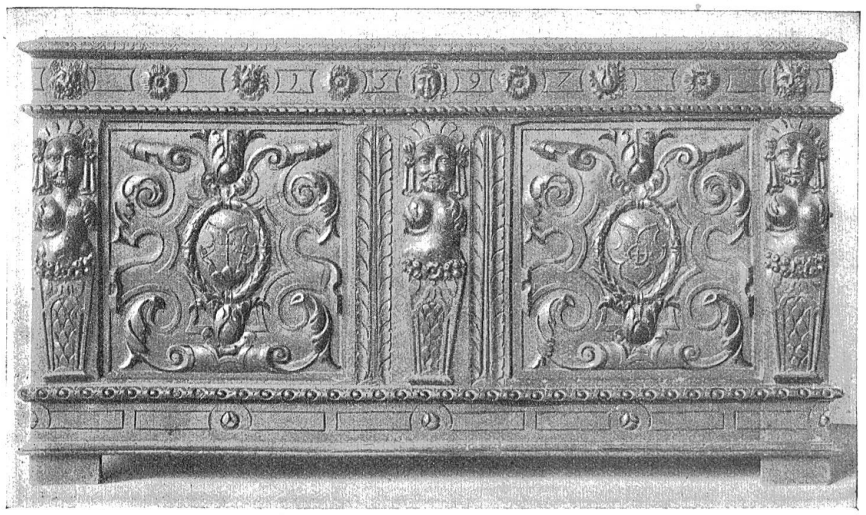
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir. Kurz, ich habe keinen Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse tun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn Ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung. Du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei Euch. — Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst Du zu mir..."



Truhe aus Bern, mit Wappen Michel und von Mülinen. Aus dem Jahre 1597.

Ob zwischen Kleist und dem hübschen Mädeli sich eine ernste Liebschaft entspann, wie verschiedentlich von Biographen vermutet oder bestimmt ausgesagt wurde, erscheint mehr als unwahrscheinlich. Die damals sehr engherzige Oeffentlichkeit hätte das Zusammenleben dann sicher nicht gestattet.

Von der Schönheit der Gegend, die den Dichter mächtig ergriff, lesen wir im „Schrecken im Bade":

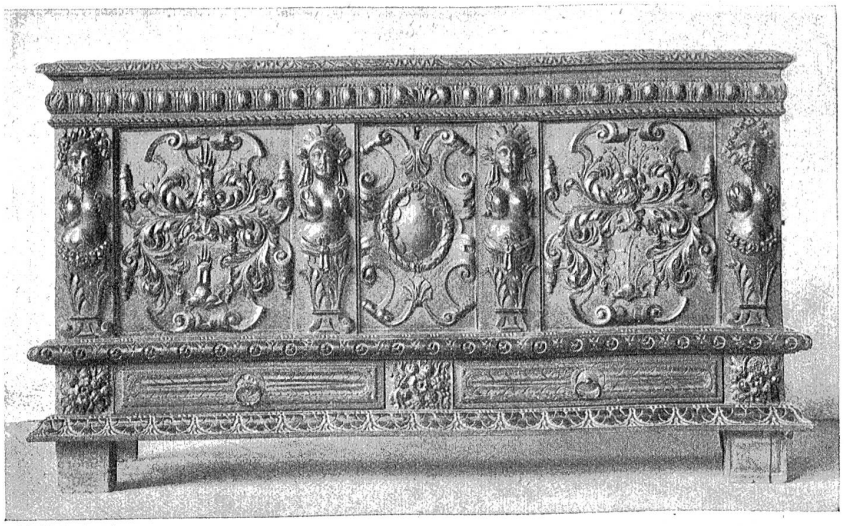
„Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft rings
Im milden Schein des Mondes still erglänzt!
Wie sich der Alpen Gipfel umgekehrt
In den kristall'nen See darniedertauchen!
Wie einsam hier der See den Felsen klatscht!
Und wie die Ulme, hoch vom Felsen her,
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder!"

Das Idyll fand aber ein rasches Ende. Im Juni 1802 erkrankte Kleist sehr schwer. Er mußte zur ärztlichen Behandlung nach Bern übersiedeln. Er stand in Pflege von Dr. Wyttenbach, Arzt und Apotheker, einem Freund von Zschokke. In ganz verzweifelter Stimmung bat er im August seinen Schwager Pannewitz um Geld. Da kam die getreue Ulrike und holte ihn heim. Im folgenden Jahre kam er aber für kurze Zeit nochmals nach Thun und schenkte dem lieblichen Mädeli das einzige von Kleist erhaltene Bild, ein rührendes Zeichen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Viele Jahre später hat sich eine frühere Freundin von Kleist, wahrscheinlich seine erste Braut Wilhelmine, das Bild von Mädeli erbeten. So ist es erhalten geblieben.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Lebensbild von Kleist weiter zu verfolgen. Glück brachten ihm auch die kommenden Lebensjahre kein dauerndes. Am 21. November 1811 nahm sich Heinrich v. Kleist, nachdem er vorher seine Freundin Henriette Vogel erschossen hatte, sich selbst das Leben. In seinem letzten Lied sang er:

„Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor;
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht von Tor zu Tor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier tränend aus den Händen".

Eine feine Würdigung der Dichterpersönlichkeit gibt Wilhelm Scherer in seiner Literaturgeschichte: „Der Dichter leistete auf allen Gebieten Ausgezeichnetes. In seiner Sprache wohnt ein eigentümlicher Zauber, obwohl er die Elemente der deutschen Grammatik nicht sicher beherrscht. Er pflegt die Wirklichkeit mit allen zufälligen Umständen sehr kräftig aufzufassen und weiß uns doch mit einem Schlag in eine poetische Welt zu versetzen... Er will nicht rühren, sondern mit voller tragischer Gewalt erschüttern. Er sorgt nur dafür, das Liebliche neben das Schreckliche zu stellen und so ein ästhetisches Gegengewicht zu schaffen". F. V.

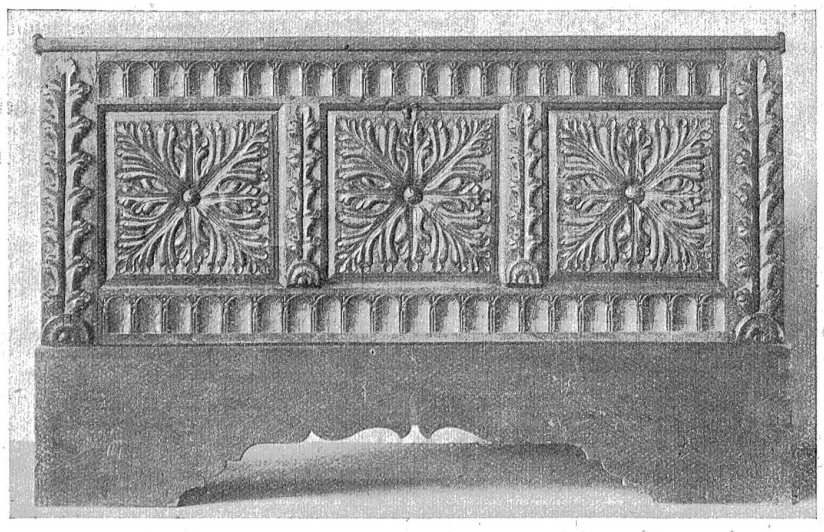


Truhe aus Bern, mit dem Wappen Daxelhofer und Meyer. Aus dem Jahre 1591.

Truhen aus dem Historischen Museum in Bern.

Von Dr. Walter Hugelshofer.

Die Truhe ist ein Möbel mit abgeschlossener Entwicklung. Das ist trotz aller gelegentlichen Versuche, sie wieder einzubürgern, unverkennbar. Die meisten von uns kennen sie nur noch aus den Prunkstücken unserer Museen. In ihrer Blütezeit entstanden Truhen, die zu den schönsten und glücklichsten Schöpfungen alter Möbelschreinerei gehören, wie ja überhaupt die Truhe an sich ein wohlproportioniertes, räumlich wirkungsvolles Möbel ist. Als Form ist sie uralt. Es gab schon ägyptische, griechische, römische „Truhen". Und die ersten Truhen unseres westlichen Kulturbereiches, wie sie sich in einigen verspäteten Exemplaren in Graubünden z. B. überliefert haben, gehen noch deutlich auf solche Vorbilder zu-



Truhe aus dem Berner Seeland. 17. Jahrhundert.

rück: es ist die Kastentruhe mit Satteldach, eine Form also, die vom römischen Sarkophag abzuleiten ist. Eine andere Linie dagegen führt über den eisenbeschlagenen Koffer zum altgermanischen ausgehöhlten Baumstamm zurück. Die Truhe ist in ihrem Sinne und ihrer anfänglichen Gestaltung nach eines der Urmöbel: ein einfacher Behälter, bestimmt zur Aufbewahrung jeglicher Art kleineren Hausrates. Später, seit der romanischen Zeit, wird sie ein Gerüst aus verzapften Pfosten mit eingesetzten Füllungen. In der Folge setzt sich das Prinzip von Rahmen und Füllung immer mehr durch. Die Blütezeit der Truhe dauerte vom späteren 15. bis tief ins 17. Jahrhundert. Im Zusammenhang mit der zunehmenden Prunkfreude wurde auch die Truhe immer reicher gebildet, ja zuweilen schon zur eigentlichen, ihrem ursprünglichen Zweck entfremdeten Dekoration. Besonders die Stirnseite wurde zum schöngeschmückten Schaustück. Die in der deutschen Schweiz hauptsächlich zur Verwendung gelangenden weichen Holzarten wiesen die Verzierung auf Flach- und Kerbschnitt, während die in der Westschweiz fast ausschließlich benutzten harten Hölzer eine stärkere plastische Bearbeitung erlaubten.

Bern hatte Anteil an beiden Kulturen, der germanischen und der romanischen. Die Truhen, die das bernische historische Museum in so stattlicher und eindrucksvoller Zahl besitzt, geben Kenntnis von einer hohen Wohnkultur und einer imponierenden Höhe der handwerklichen Leistungen, die eigenartig und reizvoll Nördliches und Westliches, Ländliches und Städtisches, Bäuerliches und Patrizisches verbinden. Während die Truhen auf dieser Seite mit ihrer vergleichsweise einfach gehaltenen, mehr flächigen und ornamentalen Dekoration eher dem deutschen Geschmack folgen, weisen die Mehrzahl der übrigen Stücke einen unverkennbar westlichen Einschlag auf, dem damaligen französischen Zuge des Berner Patriziates folgend, das als ursprünglicher Besitzer nachweisbar ist. Wenn bei den zuerst genannten beiden, im Dekor geschmackvoll zurückhaltenden Exemplaren wohl an örtliche Meister als Verfertiger gedacht werden darf (welch' sichere Kultur des Handwerks drückt sich darin aus!), ist als Herstellungsort der übrigen, meist um das Jahr 1600 entstandenen, in prunkender Spätrenaissance und üppigem Frühbarock gehaltenen Stücken (zwei Stilbegriffe, die bei uns zeitweilig völlig ineinander übergehen scheinen) weniger an Bern selbst als an einige welsche, sichtlich von der damals weitherum maßgebenden sogenannten Lyoner Schule abhängige Zentren zu denken.

Die zwei auf der Seite 623 abgebildeten, trotz charakteristischer Verschiedenheiten doch miteinander verwandten und z. B. mit der schönen Solothurner Truhe im Schweizerischen Landesmuseum in Beziehung stehenden Stücke kommen eventuell als Arbeiten des unweit Delsberg tätigen Hofmöbelschreiners des Bischofs von Basel, Franz Bargott und dessen Werkstatt und Nachfolge in Frage. Doch steht die Geschichte der schweizerischen Möbelkunst noch in ihren Anfängen.

Die Truhe, der von Anfang an gewisse unpraktische Eigenheiten im Haushalt anhafteten (das Versorgen und Suchen in einer Truhe verursacht Mühe und führt leicht zu Unordnung) wurde langsam vom Kasten, der seinerseits selber schon auf eine lange Geschichte zurückblicken konnte, verdrängt — demselben Kasten, der nun seinerseits durch die Entwicklung der Lebenshaltung und die dadurch bedingten grundsätzlichen Aenderungen unserer Wohnkultur und der Innenarchitektur unaufhaltsam überflüssig gemacht wird.

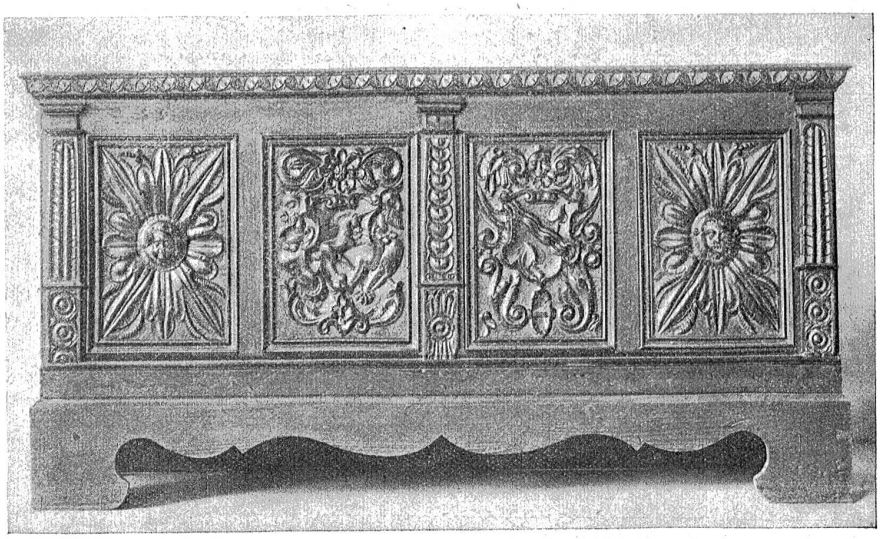
Der entwendete Brief. (Schluß.)

„Aber ist der Minister denn wirklich ein Dichter?" fragte ich. „Es gibt, so viel ich weiß, zwei Brüder D., die beide als Schriftsteller bekannt sind. Der Minister hat, wenn ich mich recht erinnere, eine gelehrte Abhandlung über Differentialrechnungen veröffentlicht. Er ist Mathematiker, aber kein Dichter."

„Sie sind im Irrtum. Ich kenne ihn genau, er ist beides. Und gerade weil er das beides in einer Person ist, hat er so wohlüberlegt gehandelt. Als bloßer Mathematiker wäre er dem Präfekten auf Gnade und Ungnade überliefert gewesen."

„Ihre Ansicht setzt mich in Erstaunen", sagte ich, „weil sie das Gegenteil dessen ist, was man allgemein annimmt. Sie verleugnen die Meinung von Jahrhunderten. Gilt doch gerade die mathematische Denkweise für die in jeder Beziehung korrekteste."

„Il y a à parier que toute idée publique, toute convention reçue, est une sottise, car elle a convenu au plus grand nombre", erwiderte Dupin, Chamfort zitiernd. „Ich



Truhe aus Bern, mit den Wappen Augspurger und Lombach. 17. Jahrhundert.